

Das Ueberflüssige.

Skizze von H. v. Beaulieu.

Rosen und Orchideen — oh!

„Wie schön! Willst Du sie malen? Oder sind sie für Tante Klara?“

„Ja, sie sind doch nicht so an — Blumen muß man nicht so anfassen,“ sagte eine ängstliche Stimme dagegen.

„Sehr geschmackvoll — wirklich,“ sagte Frau Detlef bewundernd; doch in der Tiefe ihres Blickes ruhte Mißbilligung.

„Woh! nicht billig!“

Clara Detlef murmelte etwas von nicht besonders theuer und zog das Seidenpapier schützend um die Blumen zusammen.

„Bring's man gleich in die Kühle,“ machte Mama, „damit sich's hält bis morgen.“

Die Blumen in der Hand zog Clara sich nach der Thür zurück. „Sie brauchen sich gar nicht zu halten,“ sagte sie loszuckend, aber doch nach der Thürklappe greifend. „Ich will sie Hännchen bringen!“

Der gefährlichste Sturm brach los. „Hännchen — ein Strauß Rosen und Orchideen für Hännchen! Auf so etwas Verdrüßtes kannst du auch nur Du kommen.“

„Vielles Kind,“ sagte die Mama maßvoller, aber nicht weniger scharf, „das ist nun wirklich gänzlich überflüssig! Du thust mir leid — Hännchen thut mir auch leid. Unwillkürlich wird sie beim Anblick dieser Blumen, die morgen schon hin sein werden, sich ausrechnen, wieviel stützende und nützliche Dinge man für den Geldwerth hätte haben können.“

Wenn Du so üppig sein wolltest, könntest Du doch einen Topf Fleischertraut nehmen oder eine Flasche guten Wein.“

„Aber ich dachte — Kranke freuen sich gerade so an Blumen —“

„Aber nicht an solchen Blumen,“ sagte Frau Detlef entschieden, „die so gar nicht zu den Verhältnissen einer armen, kranken Mäherin passen. Doch Du Dir das nicht selbst gesagt hast! — Ich muß sagen, ich finde das einen Mangel an — hm — Schlichtheitsgefühl. Wenn es durchaus Blumen sein sollten, warum denn nicht ein Weichensbüschchen, oder noch besser eine Topfblanze, ein Alpenveilchen! Für den Ueberflüßig konntest Du immer noch eine Rolle Biscuits mitnehmen!“

Verdächtig, niedergeschlagen stand Clara mit ihren geschmückten Blumen da. Sie mußte zugeben, es war ein thörichtes Geschenk. Hätte sie doch lieber etwas anderes genommen, wozu das arme Mädchen mehr hatte.

Sie mochte gar nicht hinaufgehen. Aber sie that's doch. Tante Alma die Blumen bringen, die für Hännchen bestimmt gewesen, das ging nun gegen Clara's Gefühl.

„Zagend und verlegen trat sie bei Hännchen ein. Die Kranke sah ihr mit aufleuchtenden Augen entgegen.“

„Ich habe Ihnen ein paar Blumen mitgebracht,“ Fräulein Hännchen,“ sagte Clara mit niedergeschlagenen Augen und legte mit einer ihr ganz fremden Vorsichtlichkeit den Strauß auf das Krankenbett.

Jetzt, in diesem ärmlichen Milieu, das nicht von trauriger Noth, aber von des Lebens Kargheit, von Arbeit und Entbehren sprach, schämte Clara sich ihres luxuriösen Gesichts. Es gehörte nicht hierher, es war ein schreiender Mißton, es mußte nur Wehmut, wenn nicht Bitterkeit in der Kranke wecken. Vor dem Bett lag ein dünner, verächtlicher Lapp; — wenn sie doch lieber ein warmes Fußbedeckchen genommen hätte, oder einen netten Präparirer, Medizinflasche, Gläser u. s. w. darauf zu stellen oder —

Ein Aufschrei riß sie aus ihren bebaulichsten Visionen von Bettvorlegern und Fleischertrautköpfen, ein Schrei des Entzündens:

„Für mich!“ rief die Kranke hervor, athemlos, zitternd vor Freude und doch nicht recht wagend, die Freude wirklich zu glauben.

„Run natürlich für Sie.“

Der Kranke Hände tasteten zitternd nach dem stanolumwidelten Stiel des Bouquets. Ihre Augen trant den Reiz der Formen und Farben mit über-schwänglichem Entzücken.

„Wie schön, wie wunderschön!“

„Also für mich, ganz für mich, nur für mich!“ Sie lächelte vor Entzücken. Sie hielt ihr heftliche Wangen gegen die kühlen, feuchten Blumen, berührte sie zärtlich mit den Lippen, sog mit tiefen Athemzügen tranthafter Gier den süßen, feinen Duft der Rosen ein.

Dann sprach sie, mehr für sich, als zu ihrer Besucherin:

„Ich hatte so manches Mal gedacht, ob ich wohl noch einmal die Rosen werde blühen sehen. Ich meinte es bis vor kurzem noch. Da wurde mir klar: Du siehst keinen Sommer mehr. Das thut mir so leid — der Rosen wegen. Und nun sehe ich sie doch noch einmal!“ Ihre Augen leuchteten.

Dann hielt sie den Strauß wieder in Armeslänge von sich und betrachtete ihn liebevoll.

„Eigentlich ist das nur etwas für reiche Leute,“ meinte sie und um ihre Lippen flog ein Lächeln von halb verschämtem Stolz. „Es freut mich, daß ich mich auch einmal den Luxus leisten darf, ein Bouquet in ein paar Stunden wessen zu lassen wie die reichen Damen! Ich bin so oft an den Blumenläden vorübergegangen, zum Stehenbleiben hatte ich selten Zeit, aber ich habe immer heimwärts gesehen. So geht unferne ja an dem meisten vorbei im Leben und sagt sich: das ist nicht für Dich. Es ist für die reichen Damen.“ Aber ich dachte doch bisweilen — Gedanken toffen ja nichts —

Sie brach ab. Sie wagte die Ungeheuerlichkeit dieses Gedankens nicht auszusprechen.

Sie sah träumerisch zum Fenster hinaus, wo man, vorbei an einem Dachstuhl voll lärmender Spagen, ein Stück am flammenden Abendhimmel sehen konnte. Ihre Gedanken wanderten.

„Wenn ich halt, die jungen Damen zum Ball anziehen, dann nahmen sie auch solche Sträuße in die Hand. Ich noch wohl mal verflochten dran; wer mich gesagt hätte, daß ich auch noch einmal einen solchen bekommen würde!“

Sie sah immer so hübsch aus, die jungen Damen, und ihre Augen glänzten so. Und sie hatten soviel zu lachen und zu scherzen; manch eine, die zum erstenmal ausging, sagte wohl zu mir: Halten Sie den Daumen für mich, Hännchen! Aber sie meinten es ja gar nicht so. Ehe es los ging, küßte sie jede als Ballkönigin in ihrem hübschen Kleide und dem Bouquet in der Hand. Und nun denken Sie mal — vorige Nacht träumte mir, ich stand im Ballsaal da von rosenrother Seide mit Waze darüber. Und viele junge Damen wagen um mich herum und halben mir, bestechen mein Kleid mit Rosen. Sie waren auch dabei und gaben mir ein Bouquet in die Hand. Dann stand ich in einem großen Saal voller Licht und Musik. Und ich lag jemand im Arm und tanzte. Ich konnte tanzen, es ging so leicht, als träte ich auf lauter Luft. — Nun ist alles vorbei. Nur den Strauß habe ich noch behalten. Sehen Sie nur — es war der schönste von allen.“

Ihre dünne Hand tastete nach den Blumen. Clara wurde es unheimlich, — die Kranke redete irre.

„Ich gehe jetzt und Sie sollten etwas schlafen, Fräulein Hännchen,“ sagte sie sanft.

Die Kranke fuhr mit einem kleinen Rud zusammen. „Ich habe wohl Un-sinn gesprochen?“ fragte sie. Ihre Augen blickten wieder ganz klar. „Das paßt mir jetzt zuweilen. Es ist Schwäche, nichts als Schwäche!“

„Stärken Sie sich auch gehörig!“ fragte Clara. „Haben Sie auch noch Wein?“

Die Kranke wies lächelnd nach einem Tisch, auf dem allerhand milde Gaben aufgeschichtet lagen.

„Die Herrschaften sind alle so süchtig. Sie schicken mir Wein, Bouillon, warme Fäden, lauter gute, nützliche Sachen. Auch ein schönes, frommes Buch hat mir die Frau Pastorin geschickt.“

„Ich kann nur nicht viel drin lesen, es greift mich so an. Es steht ein bißchen viel vom Himmel drin und von der Sündenvergebung.“

„Das muß ich überhaupt sagen und dankebar dafür sein: Noth habe ich niemals gelitten in meinem Leben. Ich habe immer das tägliche Brod gehabt. Mehr soll man nicht verlangen.“ Ein Seufzer, der mehr nach Sehnsucht klang als nach Dankbarkeit, kam aus der schmalen, flachen Brust.

Dann tauchten ihre Blicke wieder träumend in das Bouquet. Die armen Hände, die immer nur genächt hatten um das tägliche Brod — in der ersten Stunde hielten sie Glanz und Ueberflüßig umfaßt, die Fülle des Lebens. Nach der sie sich sehnen, alle, alle, die dorthin gehen müssen an dem Ueberflüßigen.

„Daß ich noch mal so ein Bouquet bekommen würde,“ murmelte die Kranke wieder halb im Traum und strich zärtlich über die Rosen.

Ihre Lider fielen zu. Aber der Traum blieb darüber schweben, der Traum eines nie gelebten Glückes.

Dem jungen Mädchen wurde eigen zu Muth. Es war ihr, als begehe sie eine Anblikation, wenn sie jenes seltsam lächelnde Gesicht dort beobachtete.

Auf den Behen schlich sie hinaus.

Ein Abschied.

Von Helene Lang - Anton.

Sie war nach Hause gekommen, zog sich die regendurchtränkte Jacke ab und legte sie zum Trocknen auf einen Stuhl, den sie an den kleinen eisernen Ofen stellte.

Wie sie froh! Wie schrecklich ungemüthlich und ärmlich es in dem kleinen Zimmer ausah! Diese blindgewordenen Möbel, dies abgenutzte Sopha und dieser gelbliche Teppich! Rein, es war kein menschenwürdiges Dasein, das sie führte.

Die Anderen hatten es doch alle besser. Sie arbeiteten gleich ihr den ganzen Tag, aber Abends gingen sie ihrem Vergnügen nach.

Sie trugen sich elegant und wohnten gut. Das bißchen Gehalt konnten sie zu Puß und anderen Kleinigkeiten verwenden, während sie davon leben mußten. Leben? Als ob das ein Leben gewesen wäre!

Sie sah nach der Uhr, gleich Neun. Sie zündete den Spirituslocher an und setzte Theewasser auf. Schnell dedte sie den Tisch, Brod und Schmalz, ein Stückchen Wurst von gestern war auch noch übrig, und wartete auf ihn. Mit welchen Gefühlen war das früher geschehen! Und jetzt? Seit drei Jahren konnten sie sich. Sie hatten sich sehr geliebt, aber wie es so im Leben geht, Gewohnheit hatte dieses Gefühl abgesehwächt.

Er kam immer noch täglich, aber wäre er fortgeblieben, sie hätte ihn kaum vermisst.

Vielleicht wäre es ihr Glück gewesen. Sie war jung und hübsch, und Viele, denen es besser ging als ihr, waren das nicht. Er ließ heute auf sich warten,

und sie überdachte ihr Verhältniß. Eine „ausgeschlossene, lächerliche Bekanntschaft“ nannte es ihre Wirthin, ein „schreckliches Vergeben der schönen Jugendzeit“ ihre Mitarbeiterinnen. Was die Anderen sagten und meinten, ließ sie ganz kalt. Sie hörte kaum hin. Aber daß diese Liebe, die sie einst so unendlich glücklich gemacht und ihr erbärmliches Dasein mit Sonnenstrahlen überflutet hatte, ihr abhanden gekommen, gleichsam spurlos aus den Händen gegliedert war, begriff sie einfach nicht. Er war in der ganzen Zeit gut zu ihr gewesen und hatte sich um keine Andere gekümmert, und doch ließ sie sein Gehen und Kommen heute kalt. Ja, sein zeitweiliges Ausbleiben empfand sie sogar als Erlösung. Warum nur? War er nicht mehr derselbe?

Sie vergegenwärtigte sich die Stunde, wenn sie in früherer Zeit ihn erwartete. Wie erregt lief sie da in ihrem Zimmerchen auf und ab, mit einem Freuden-schrei flog sie ihm an den Hals, und sie küßten sich heiß, glühend, innig, bis zur Bewußtlosigkeit! Und heute sah sie ruhig da und dachte fast mit Unbehagen an sein Kommen.

Sollte es wirklich keine treue Liebe geben? Sollte jenes Gefühl schon bei der Geburt den Keim des baldigen Todes in sich tragen? Und doch mußte es so sein; sie erlebte es ja an sich selbst. Diese Liebe, die sie einst so beseligt hatte, war durch das gleichmäßige Sehen und Genießen abgestumpft und an der Langeweile, die ihr erbärmliches, einförmiges Leben mit sich brachte, zu Grunde gegangen. War sie allein schuld? Nein, auch er hatte sich geändert. Dies Fräulein, so hartnäckig an ihm, diese etwas brutale Härlichkeit, die sie immer auf's Neue entzündet hatte, war in eine lässige, gleichgültige Art von Lieblosigkeit übergegangen, die sie nicht befriedigte. An dieser Laubheit hatten sich ihre Empfindungen allmählich abgestumpft. So quälten sie sich wochenlang, monatelang neben einander hin, ein Gefühl heuchelnd, das sie nicht mehr empfanden, und Reines von Weiden hatte den Muth, das bestreiende Wort auszusprechen. Aber es mußte geschehen, gerade heute war sie in der Stimmung dazu; sie wollte keine Szene machen, sondern ihm einfach sagen, wenn er fortging, daß er nicht wiederkommen möge. Was er wohl dazu sagen würde? Gewiß gierig zugreife und froh über die wiedergewonnene Freiheit sein.

Wertwärtig! Bei diesen Gedanken erschauerte sie, und eine plötzliche Wuth ergriff sie. Sie wollte dann gleich, aber auch gleich die verlodenden Anträge ihres jungen Prinzipals annehmen. Da wurde die Thür aufgemacht, und er kam herein.

„Zerzeiß!“ sagte er und küßte sie flüchtig. „Ich hatte noch eine Arbeit vor, aber sie hat mir auch ein schönes Stück Geld gebracht. Nun wollen wir essen, ich habe einen Mordshunger.“

Er zog den Rock aus und setzte sich auf das Sopha. Sie schaute ihn an, es schien, als wartete sie auf etwas, auf einen Blick, auf ein Wort, auf eine Liebeslösung; aber er griff nach dem Brode. Sie schob ihm auch noch das Schmalz, die Wurst zu, goß ihm den Thee ein; dann ging sie nach dem Ofen, sich die Hände zu erwärmen, und blieb da stehen.

„Willst Du nicht mitessen, Lore?“ fragte er.

„Nein, danke, ich habe schon gegessen.“

„Sie lo, aber was schadet das? Es schmeckt ihm ja auch ohne sie ebenso gut. Sie betrachte ihn. Was hatte sie an ihm nur so sehr geliebt? Doch nicht das alltägliche Gesicht mit der platten Nase und den hervorstehenden Backenknochen, doch nicht diese breiten, massigen Schultern, diese plumphen Hände?“

Wie es ihm schmeckte, wie er gierig ab und mit dem Munde schmatzte! Und doch, das störte sie nicht, es paßte so ganz zu seiner Natur, er that nichts halb. Nun erhob er sich und redete seine Glieder und schüttelte sich, als wollte er sich von allem, was ihn belastete, befreien. Ihr Blick sog sich an ihm fest, ja, das war's. Dieses Martige, Schöne, das sich in seiner Gestalt ausprägte, dieses Stürmische, Leidenschaftliche, das nicht ein Theil seines Wesens, sondern er selbst war, hatte es ihr angehan. Das hatte sie an ihm geliebt.

Geliebt, sie fühlte es deutlich, als er nach dieser kurzen Auswallung ihr ruhig über das Haar strich und sie im gleichgültigsten Tone fragte, wie es ihr ginge. Sie hätte ihn schlagen können, so empört war sie. Aber sie ließ sich nichts merken, sondern setzte sich zu ihm hin.

Das Gespräch schleppte sich mühsam fort. Sie hatten sich gar nichts zu sagen, bald gähnte sie leise und er laut. „Du bist müde, ich werde nur lieber gehen.“

Sie hielt ihn nicht zurück. Er sollte nur gehen und nicht mehr wiederkommen. Es war nicht mehr auszuhalten. Und plötzlich, ohne Ueberlegung, ohne alle Vorbereitung sagte sie:

„Ja, geh' und komm' nicht wieder! Einmal muß ja doch alles ein Ende haben!“

Er verstand sie sofort und nickte. Vielleicht war es besser so, denn das Zusammensein in den letzten Monaten war wirklich nicht schön und erquicklich gewesen. Einmal muß alles ein Ende haben. Also auch die heißeste Liebe. Nur in Romanen und Gedichten ist das anders. Er wollte es ihr nicht schwer machen, reichte ihr die Hand und sagte einfach:

„Ich danke Dir, Lore, lebe wohl!“ Und er schritt der Thür zu. Sie athmete tief auf. Sie war frei und konnte thun, was sie wollte. Nun mußte ja das Glück kommen, sie wollte herzlich und in Freuden leben wie die Anderen. Geringfügig sah sie sich im düsternen Zimmer um; dabei streifte ihr Blick den Mann, der noch immer an der Thür stand und sie scharf beobachtete.

Er wandte sich noch einmal zurück, ging auf sie zu, sah sie an beiden Schultern und schüttelte diese derb.

„An wen denkst Du?“

Sie antwortete ihm nicht. Er hatte etwas in seinem Blick, das sie ängstigte, das ihr beklemmend auf die Brust fiel. Sie erblinnete unter seinem Blick und wagte nicht, ihn anzusehen.

„Lore!“ schrie er, und seine Finger bohrten sich fast in ihre Schulter. „Du willst mich los sein, weil Du einen Anderen liebst! Sieh' mich an!“

Gehorsam hob sie ihren Blick. Sie sah in ein wuthverzerrtes Gesicht mit bebenden Nasenflügeln und zuckenden Lippen, aus welchem zornesglühende Augen sie anblinnten. Da war es wieder, das Stürmische, Gewaltige, das sie einst so heiß geliebt, und ob auch die Form eine andere, es berührte sie doch wieder. Es regte sich plötzlich der Wunsch in ihr, die Grenzen dieser elementaren Natur kennen zu lernen, und sich dessen wohl bewußt, was sie wagte, sagte sie furchtsam:

„Ja, der junge Herr im Geschäft —“

Weiter kam sie nicht. Wie ein wildes Thier brüllte er auf, umfaßte sie und warf sie auf das Sopha.

„Ich erwirge ihn, Dich,“ schrie er, „wenn er Dich nur mit einer Fingerspitze berührt! Mein bist Du, mein, ich sollst Du einem Andern gehören!“ Und er erhob die Hand wie zum Schläge. Sie erschauerte.

Jetzt würde er sie schlagen, sie wartete darauf und lächelte. Wie sie der Körper schmerzte von seinem brutalen Stoßen und Zerren, und wie sie ihn in diesem Augenblick wieder liebte!

Vergessen waren alle Träume von künftigen Glück und Wohlleben, sie wollte nur ihn und so weiter leben in alter Noth und Dürftigkeit.

Ohne ein Wort zu sprechen, warf sie sich ihm an den Hals, und sie küßten sich wie in früheren Zeiten, heiß, glühend, verzehrend — bis zur Bewußtlosigkeit.

Das unschuldige Modell.

Skizze von H. v. Beaulieu.

„Das Neue! hm. Ist das aber langweilig,“ sagte die braune Dame, athemlos, und warf ihre Pelzjacke auf einen Stuhl.

„Ich finde diese Ausdruckslosigkeit gar nicht übel zum Zeichnen!“ erwiderte die blonde Dame, mit der Sachlichkeit, die den Damen bei Modellen zur Gewohnheit geworden.

„Wenn nur irgend etwas an ihr malerisch wäre!“ sagte die schwarze Dame und öffnete ihre verschleierte dunklen Augen halb suchend, halb vorwurfsvoll auf das halbwüchsiges Ding, das verlegen von einem Fuß auf den andern trat.

Die rothe Dame sagte nichts. Sie machte eine Karrikatur von der blonden Dame, die auf dem Fußboden knieend ihre Leinwand aufspannte.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, warum von Hoogen uns die Gesicht hat,“ murmelte die Braune unwirsch. „Das Mädchen sieht ja geradezu idiotisch aus!“

Schweigend und mit lautlos weichen Bewegungen rückte die schwarze Dame ihre Staffelei an den besten Platz. Van Hoogen kam.

Er war groß und brünett. Er hatte eine herrliche Stirn und einen brutalen Mund.

Wenn er eintrat, lief jedesmal ein leiser Schauer durch die Gestalten der vier Damen, — noch jetzt, nach mehr-jährigem Unterricht bei ihm.

Sie hatten sich gegenseitig das Wort gegeben, daß, wenn jemals drei von ihnen fehlen sollten, keine von ihnen mit Hoogen allein bleiben würde. Um die Welt nicht!

Aber es fehlten niemals drei, nicht einmal zwei, taum eine an den Korrekturlagen.

Die braune Dame, die den meisten Muth hatte, ließ sich murrend aus über das „langweilige“ Modell.

Van Hoogen sah sie an mit dem Blick, den sie alle so fürchteten. „Langweilig!“ sagte er scharf betont. „Ich glaube, an dem Modell liegt das nicht. Ich für mein Theil —“ seine zusammengekniffenen Augen musterten das verlegene die Hände ineinander schlingende Mädchen, — „habe einen großen Reiz in dieser kindlichen Stumpfheit, den zarten unentwickelten Formen. Das Köpfchen ist sogar fein, mit den schmalen Schläfen, dem kindlichen Wangenumriß. Machen Sie das einmal — wenn Sie es können, diesen Reiz der fünf-jährigen Jahre, aufstossender Jugend.“

Die Damen ließen die Köpfe hängen. — Der Reiz aufstossender Jugend lag bei ihnen allen längst in der Vergangenheit.

Van Hoogen war nicht zufrieden. Keine Einzige hatte den Reiz der fünf-jährigen Jahre getroffen, keine die Stumpfheit der kindlichen Seele, über der die beängstigende Ahnung erst leise schwebt — von den Leiden ihrer Proletarier- und Frauen - Existenz.

Sie war noch ein ganz kindlich unschuldiges Ding. Von der Großstadt

hatte sie nichts, als die graublaue Gesichtsfarbe. Die Damen unterhielten sich dann und wann mit ihr. Sie antwortete immer sehr einfältig, mit einer weichen, hellen Stimme, die noch viel jünger war, als ihre Jahre, und einem kindlichen, halb schüchternen, halb zutraulichen Lächeln.

„Ich finde Malchen wirklich recht nett,“ sagte die Blonde. „Wenn ich an die gräßlichen Modellgötzen denke, die wir schon gehabt haben, mit zwölf Jahren schon so frech und so verdorben. Diese ist dagegen so unverdorben und kindlich.“

Die schwarze Dame zuckte die Achseln. „Wer kann das wissen. Vielleicht thut sie nur so. Das sind oft die Schlimmsten.“

Die braune Dame hatte einen guten Einfall.

„Wenn wir Malchen das Haar auflösen ließen, das wäre doch viel malerischer.“

Malchen machte ein ängstliches Gesicht.

„Den Kopf ganz aufmachen?“ fragte sie widerstrebend.

Ein Auh! des Entzündens ging durch die kleine Schaar, als das Haar gelöst war.

„Solches Haar! Und das hat sie so weggelockt, daß man die Schönheit kaum ahnt. Malchen, es ist Sünde, daß Sie mit einer solchen Frisur gehen!“

Das entfesselte Haar krauselte sich auf dem Kopfe auf wie ein kleiner Heiligenschein. Röhre und goldene Töne leuchteten in dem kräftigen Blond. Die lose niedergebenden Wellen umrahmten das kindliche Gesicht so schön, daß es eine ungeahnte Freiheit erhielt.

„Jetzt wird es wirklich malerisch,“ jubelte die Schaar.

„Zu dem aufgelösten Haar sieht das hochschickende Kleid aber wirklich unangenehm aus,“ sagte die braune Dame, die immer fräutur redete. „Haben Sie nicht eine ausgechnittene Taille?“

Malchen hatte eine und versprach, sie morgen anzuziehen.

Malchen's „ausgeschnittene“ Taille entlockte den Damen ein Lächeln hüllen Hohes.

Es war eine rote Kattun-Blouse vielleicht vom letzten Schulbeste — mit weiten Puffärmeln, die zu den Ellbogen gingen.

„Rein, das sieht wirklich nicht anständig aus,“ seufzte die rothe Dame. „Morgen bringe ich ihr eine Balltaille von mir mit.“

„Wissen Sie was, Malchen, — ziehen Sie die Taille ganz aus,“ nöthigte die schwarze freundlich.

Malchen antwortete mit einem Blick, in dem völlige Ablehnung lag. „Es wird Ihnen ja nicht zu kalt sein,“ fuhr die schwarze in unbefangener Tone fort. „Es ist hier so warm. Ich helfe Ihnen.“

Sie griff schon zu, aber Malchen leistete Widerstand. Ordentlich böse bligten ihre hellen Kinderaugen.

„Wie — Sie wollen nicht! Aber Malchen!“

„Ich mag nicht,“ sagte Malchen ängstlich und preßte die Hände fest auf die Brust.

„Sie mag nicht!“

„Rein, diese Albernheit!“

„Den Hals zu zeichnen, wäre so lehrreich gewesen,“ sagte die Blonde.

Die rothe Dame flüsterte hörbar mit Lächeln: „Sie hat gewiß Narben oder so etwas und kann sich nicht zeigen.“

„Ein so widerspenstiges Modell sollten wir doch laufen lassen,“ sagte die temperamentvolle braune Dame.

„Da hören Sie's, Malchen,“ rief die schwarze sanft warnend. Wenn Sie so eigenförmig sind, können wir Sie nicht gebrauchen. Dann müssen wir uns nach einem anderen Modell umsehen.“

Sie wußte wohl, daß hinter Hoogen entschieden. Niemand hätte sie gewagt, so eigenmächtig zu handeln. Aber das bummle, kleine Modell wußte das ja nicht.

Der trostige Blick in Malchen's Augen wurde wankend. — Täglich eine Markt fünfzig verdienen auf so leichte Art! — So eng das Hirtchen des Volkstüdes war, rechnen konnte es. Alle die feinen Damen sagten, sie sei zu albern, und die mußten es ja wissen. Vielleicht würde die Mutter schelten, daß sie sich den schönen Verdienst verscherzte.

Malchen kapitulierte. Aber mit Thränen in den Augen. Die Damen undrücken ein Lächeln und lobten ihre Vernünftigkeit.

Sie waren entzückt und sprachen sich sachlich darüber aus.

Aus dem grauen Hemd schauten Hals und Arme von zarten knospenden Formen und durchsichtiger Weiße, von denen die kleinen rotgearbeiteten Hände selbst am abtasteten. Unter den bemunderten, prüfenden Blicken ließ ein zarter, rother Schimmer über die kindlichen Glieder, wie eine von der Natur geschaffene Hülle. . . .

Oegen zöfisch nähte sich der rasche, feste Schritt, der die Herzen der vier Damen jedes Mal in etwas rascherem Takte schlagen ließ. Die Finger der rothen Damen wurden eiskalt.

Hoogen trat ein und blieb einen Augenblick überaus stehen. Er sagte nur „hm“. Aber seine Augen prüften und tasteten mit grausamer Sachlichkeit.

Es lief ein Zittern durch den zarten Mädchenkörper, und wieder harg sich

die geängstigte Natur unter ihrem rosa Mantel.

„Ist es nicht hübsch so, Herr Professor?“ frug die braune Dame sehr sanft und bescheiden.

„Wirklich, es ist hübsch so,“ sagte Hoogen. Gedämpft setzte er hinzu: „Nicht wundern, daß Sie sie dazu ge-riegt haben.“

Monate vergingen. Die Damen des Atelier von Hoogen hatten längst andere Modelle.

Es war in den Osterferien. Hoogen hielt die Ferien streng ein, zum größten Leidwesen seiner Schülerinnen, denen ihr Dasein in solchen Zeiten ganz zwecklos vorkam.

Die rothe und die schwarze Dame begegneten sich auf der Straße. Die eine hatte im Park gezeichnet, die andere im Museum kopirt.

Sie sprachen ein paar Worte zusammen. Natürlich Sachsimplei. Jede berichtete lauernd, ob die andere Hoogen gesehen oder etwas von ihm wußte. Alle ihre Gespräche waren nur verdeckte Umwege nach dem einen Mittelpunkt, um den die Interessen ihrer Existenz kreisten. Es war ein durchsichtiges Verflüchtigen, bei dem jede die andere durchschaute.

Endlich sagte die rothe Dame: „Ja, was ich sagen wollte — erinnern Sie sich noch des halbwüchsigen Mädchens, das wir im Winter mal als Modell hatten, das Malchen?“

D freilich. Ich erinnere mich an jedes Modell,“ sagte die schwarze. „Das war die kleine Bräute, die ihren Hals nicht zeigen wollte!“

„Ja, wohl, — prüde!“ lachte die rothe. „Vorhin ist sie mir begegnet. Sie sieht Hoogen Akt, — pour le tout ensemble — er gebraucht sie zu seinem Frühlingsbilde.“

Der schwarzen Dame entfuhr ein leichter Pfiff. „Actmodell bei Hoogen, — Na! — Da haben Sie die unverborgene Rinklichkeit. Ich sagte doch damals gleich! Die so hüßlich nicht-an thun, das sind die Schlimmsten.“

Die rothe Dame nickte. Ja, es scheint so. Na, solche Wesen haben überhaupt kein Partgefühl. Sie ging — mit längelnden Augen, wie zum Fest. Und eine moderne Frisur hatte sie —!

„Unschlüssig!“ sagte die schwarze Dame. „Und mit solchen Personen sitzen wir immer in einem Raum!“

Rückwärts voll.

„Also Deine Angebetete hat auf Dein Ständchen wieder mit einem Wasserzug geantwortet? Na, ich danke — bei der Kälte.“

„D, sie hatte das Wasser angewärmt.“

Nette Gesellschaft.

Bummler (im Wirthshaus mit einem soeben aus dem Zuchthaus entlassenen Sträfling in Streit gerathend):

„Mit Ihnen lasse ich mich nicht ein, Sie sind schon alles Mögliche in Ihrem Leben gewesen!“

Verbrecher: „Und Sie? Sie sind nichts, und aus Ihnen wird nichts — nicht einmal ein ordentlicher Zuchthäusler!“

Ganz unfähig.

„Ist Deine neue Köchin wirklich gar so unfähig?“

„Ganz und gar! Die weiß nicht mal über ihre früheren Herrschaften etwas Schlechtes zu erzählen.“

Wint.

Er (als die Uhr 12 schlägt): „Das ist die Stunde, wo die Sträßer gähnen.“

Sie: „Das kann ich den Sträbern nicht verdenken!“

Ausfaat.

Fräulein (zum taftlöpfigen Künstler):

„Ich bringe Ihnen hier eine Flasche Haarwuchs-Gelir, vertheilte Meister — nicht wahr, wenn es hilft, kriegt ich auch später eine Lode von Ihnen!“